

1. Problemstellung und Forschungsfragen

Eine Untersuchung, die sich mit Deutschlandbildern befasst, mag auf den ersten Blick seltsam antiquiert und/oder stereotypisierend anmuten. Antiquiert, weil wir Menschen eine Welt geschaffen haben, die sich gerade in den letzten Jahrzehnten durch eine rasante, und gleichzeitig viel beschworene Globalisierung und Glokalisierung auszeichnet. Diese Dynamik wird seit einiger Zeit durch die zunehmende Digitalisierung menschlicher Lebenswelten verstärkt, die einen weltweiten Austausch in interessensbezogenen Communities ohne physische Präsenz ermöglicht. Die Jahre der Pandemie haben diesen Trend noch beschleunigt. Andere weltumspannende Phänomene wie die Klimakatastrophe fordern eigentlich die Weltstaatengemeinschaft, kooperative Lösungen zu finden, statt nationalstaatliche Eigenbrötgerei und Kleinstaaterei zu betreiben. Stereotypisierend könnte ein solcher Ansatz wirken, weil die Erhebung von ›Nationenbildern‹ oft auf die Nennung vermeintlicher Eigenschaften hinausläuft, die letztlich suggerieren, *die* Deutschen, Iren, Franzosen usw. seien so oder so, auf jeden Fall aber anders als *die* Engländer, Togolesen, Peruaner usw.

Vor diesem Hintergrund mag sich also die Frage aufdrängen, warum überhaupt ›Deutschlandbilder‹ zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden und welchen Mehrwert eine Studie bieten kann, die danach fragt, wie Menschen Deutschland sehen. Die Antwort ergibt sich aus Entwicklungen, die parallel zur Globalisierung und Glokalisierung verlaufen, zum Teil aber auch erst durch diese ausgelöst oder zumindest mitbedingt werden. So lassen sich seit einiger Zeit weltweit Nationalisierungstendenzen beobachten, die mit Abgrenzungen gegenüber anderen Ländern sowie einer Betonung ›nationaler‹ Werte einhergehen. Zudem verschärfen Globalisierung und Klimakrise (die ihrerseits durch die Globalisierung forciert wird) globale Ungleichheiten zwischen Arm und Reich, Globalem Norden und Globalem Süden usw., was (neben und zusammen mit anderen Faktoren) zu Migrations- und Fluchtbewegungen führt, die wiederum in den jeweiligen Zielländern die bereits angesprochenen Nationalisierungstendenzen befeuern. So wurden die Fluchtbewegungen, die beispielsweise in den Jahren 2015 und 2016 nach Deutschland erfolgten, von Parteien wie der AfD, aber auch von Politiker*innen anderer Parteien zum Anlass genommen, um Stimmung gegen Geflüchtete zu machen und Ängste zu schüren. Damit gingen dann Forderungen nach dem Stopp oder einer strengen Regulierung der Einwanderung nach Deutschland einher, die nicht selten in

markigen Aussagen gipfelten, wie dem CSU-Slogan *Deutschland muss Deutschland bleiben* (siehe dazu: AFP/dpa/rtr 2016) oder dem AfD-Wahlspruch *Deutschland. Aber normal* (siehe dazu: Liebelt 2021). Diese populistischen Sprüche suggerieren, Deutschland würde sich durch die Zuwanderung derart verändern, dass es nicht mehr wiederzuerkennen, nicht mehr ›normal‹ sei. Was nun aber dieses *Normal* konkret ist, ja vielmehr was Deutschland denn eigentlich auszeichnet, bleibt im Ungefähren. Und zwar nicht nur in diesen kurzen Statements, sondern – meinem Eindruck zufolge – ganz generell. Allenfalls wird auf christliche Werte bzw. die ›abendländisch christliche Kultur‹, die Gleichberechtigung von Mann und Frau oder aber auf die Freiheit verwiesen, ohne aber näher auszuführen, was damit gemeint ist. Ein Blick in die Wahlprogramme der Parteien lässt jedoch annehmen, dass das, was insbesondere die AfD unter einem ›normalen Deutschland‹ versteht, mit den Einstellungen und Wünschen vieler in Deutschland lebender Menschen nicht konformgeht.

Die vorliegende Studie setzt der ideologisch aufgeladenen nationalistischen Debatte wissenschaftlich fundierte, theoretisch gerahmte, empirische Analysen entgegen. Dabei wähle ich einen psychologischen Zugang, mit dem ich gezielt an Individuen und deren Fühlen, Handeln und Denken ansetze. Ausgehend von der individuellen Ebene werden aber auch Bezüge, Verknüpfungen und Zusammenhänge mit übergeordneten Ebenen aufgezeigt. So lässt sich zeigen, wie Menschen, die in Deutschland leben, Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden¹ und ob sich deren Deutschlandbilder mit der Zeit verändern. Dazu befrage ich sowohl Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, als auch Menschen, die nach Deutschland fliehen mussten und zum Zeitpunkt der ersten Erhebung oft erst wenige Monate in Deutschland waren.

Folgende Forschungsfragen leiten dabei mein Vorgehen:

- Welche Bilder von Deutschland haben die Befragten?
- Lassen sich Differenzlinien ausmachen? Um welche handelt es sich und wie manifestieren sich diese?
- Verändern sich die Bilder im Laufe eines Jahres? Wie kommt es zu Veränderungen und wodurch zeichnen sich diese aus?

1.1 Bilder von Deutschland

Indem ich nach Bildern frage, die die Menschen von Deutschland haben, gebe ich zunächst einen konkreten Bezugsrahmen vor: Deutschland. Dabei handelt es sich um eine

¹ In einer frühen Phase dieser Arbeit überlegte ich, Europa- statt Deutschlandbilder zu untersuchen, weil sich in vielen europäischen Ländern ähnliche Tendenzen beobachten lassen. In mehreren Vorgesprächen kristallisierte sich jedoch heraus, dass »Europa« als Forschungsgegenstand zu abstrakt sein und sich deshalb beim Einsatz der Methode der Fotografie Schwierigkeiten ergeben könnten.

demokratische Republik, die auf dem Grundgesetz fußt. Demokratisch gewählte Vertreter*innen der Bevölkerung erlassen Gesetze, die für alle Menschen, die in Deutschland leben sowie für diejenigen, die sich auf dem Staatsgebiet bewegen, Gültigkeit besitzen und beachtet werden müssen. Somit bestimmt schon allein das politische System die Lebensrealität der Teilnehmenden in erheblichem Maße. Darüber hinaus gibt es aber diverse weitere Perspektiven, die auf Deutschland eingenommen werden und die für die Einzelnen relevant werden können. Wie vielfältig die Perspektiven sind, wird an der Breite der wissenschaftlichen Beiträge deutlich, die sich mit Deutschland befassen; Deutschland lässt sich u.a. aus geographischer (vgl. Heinritz/Tzschaschel/Wolf 2000: 10), soziologischer (z.B. Schularick 2021), politikwissenschaftlicher (z.B. Decker/Best/Fischer et al. 2019) oder auch wirtschaftlich-juristischer (z.B. Fetzer 2013) Sicht betrachten. Neben der Republik können aber auch die Bewohner*innen Deutschlands in den Blick genommen werden (wobei das Verständnis, wer damit gemeint ist, variieren mag). In meiner Untersuchung wurde bewusst keine Sichtweise vorgegeben, da es gerade interessant erschien, welche Perspektive die Teilnehmenden von sich aus einnehmen und welche Vorstellungsbilder damit verbunden sind. Da ich davon ausging, dass nicht nur die Perspektiven, sondern auch die jeweiligen Vorstellungsbilder vielseitig und vielgestaltig sein können, wählte ich einen interpretativen methodologischen Zugang.

Die Erhebung der Vorstellungsbilder von Deutschland erfolgte mittels Fotografien (siehe Kap. IV. 1.1.2) und qualitativen Interviews (siehe Kap. IV. 1.2), wobei die Teilnehmenden zunächst gebeten wurden, mit einer Einmalkamera zu fotografieren, wie sie Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden. Die entwickelten Fotos bildeten dann den Ausgangspunkt für die Interviews. Diese Vorgehensweise bringt in gewisser Weise den Gegenstand, der untersucht werden soll, erst hervor, worin ich jedoch eher einen Gewinn als einen Makel sehe: So mache ich mir die Reflexivität und Erkenntnisfähigkeit der Teilnehmenden (vgl. Christmann/Groeben/Schreier 1999: 138) zunutze, die allerdings nur zu Tage fördern kann, was ohnehin bereits vorhanden oder zumindest angelegt ist. Darüber hinaus zeichnet sich insbesondere der fotografische Zugang durch ein starkes partizipatives Moment aus, was gerade im Hinblick auf forschungsethische Überlegungen bedeutsam erscheint (vgl. S. 87).

Als theoretische Grundlage wähle ich den Bildbegriff (siehe Kapitel II. 2.), der den Anspruch erhebt, der Vielgestaltigkeit von Vorstellungsbildern Rechnung zu tragen. Ergänzend behandle ich verwandte theoretische Begriffe wie Stereotype (II. 1) und soziale Repräsentationen (II. 3), die ich zum Bildbegriff in Bezug setze.

1.2 Differenzlinien

Mein ursprüngliches Interesse galt dem Blick, den Menschen mit Fluchterfahrung auf Deutschland haben. Diese Fokussierung, die in vielen qualitativen Untersuchungen durchaus üblich ist, hätte jedoch zur Folge gehabt, dass ich keine Information darüber erhalte, ob Vertreter*innen anderer Gruppen manche Dinge nicht vielleicht ganz ähnlich sehen. Zudem schien die Gefahr eines Otherings gegeben (vgl. z.B. Freudling 2022), d.h., dass die Perspektive der befragten Gruppe als fundamental verschieden von der

anderer Gruppen entworfen wird. Das wäre gerade vor dem Hintergrund der eingangs thematisierten Nationalisierungstendenzen fatal.

Deshalb setze ich breiter an und beziehe auch Menschen ohne Fluchterfahrungen in die Untersuchung mit ein.

Die Frage nach den Differenzlinien ist dennoch dezidiert offen gehalten, um keine binäre Logik – Geflüchtete vs. Nicht-Geflüchtete – zu bedienen. Zwar ist anzunehmen, dass Menschen, die nach Deutschland geflohen sind, (zumindest in Teilen) einen anderen Blick auf Deutschland haben, als Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Das begründet sich schon allein damit, dass erstere zum Zeitpunkt der ersten Erhebung noch nicht lange (meist erst wenige Monate) in Deutschland leben, womit ihnen zwangsläufig viele Regeln, Werte, Prozesse und Abläufe (noch) nicht bekannt sind und sein können. Hinzu kommt, dass die Menschen ihr Herkunftsland aufgrund der dortigen Kriegssituation oder anderer Notsituationen verlassen mussten. Deutschland ist demnach für die geflüchteten Teilnehmenden ein Zufluchtsland. Für die Teilnehmenden, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, hat Deutschland diese spezielle Bedeutung nicht. Zudem verfügt der Großteil der hier geborenen und aufgewachsenen Teilnehmenden vermutlich über ein soziales Netzwerk aus Familie und Freunden und kennt sich mit den gängigsten Abläufen und Prozessen aus (z.B. wo gehe ich hin, wenn ich Zahnschmerzen habe oder wie ziehe ich mich an, wenn ich auf eine Party eingeladen bin, was bringe ich mit, und wie kommt es überhaupt dazu, auf eine Party eingeladen zu werden).

Allerdings haben Menschen nie nur eine Zugehörigkeit oder nur eine Identität, sondern sie sind: jung, mittelalt, alt, auch wenn sie sich vielleicht anders fühlen oder anders ›gelesen‹ werden. Sie sind männlich oder weiblich, definieren sich als Mann, Frau oder queer, wobei das soziale Geschlecht nicht zwangsläufig dem biologischen entsprechen muss. Menschen arbeiten (noch, nicht mehr, gerade nicht), gehen zur Schule oder sind in einer Ausbildung. Vielleicht sind sie auch Eltern von einem oder mehreren Kindern, sie sind verheiratet oder ledig, leben in einer Beziehung, sind gerade frisch verliebt oder getrennt. Diese Liste, die noch beliebig fortgeführt werden kann, verdeutlicht, wie vielfältig die menschlichen Zugehörigkeiten und damit einhergehenden Lebensrealitäten sind und sein können. Es gibt also zahlreiche weitere Gruppenzugehörigkeiten, wobei ich mit der Art, wie ich die obigen Beispiele dargestellt habe, verdeutlichen möchte, dass es meist nicht mit binären Gruppeneinteilungen (z.B. in *alt* und *jung*) getan ist, sondern es zu berücksichtigen gilt, dass die gefühlten Verortungen, aber auch die Zuschreibungen von ›außen‹ andere sein können.

Es steht nun zu vermuten, dass die oben skizzierte individuelle Vielfalt der Zugehörigkeiten und deren Ausgestaltung einen je ganz eigenen Blick auf Deutschland hervorbringt. Deshalb nehme ich in der vorliegenden Arbeit keine *a priori* Einteilungen vor, sondern rekonstruiere zunächst ausgewählte Aspekte der Deutschlandbilder und gehe erst in einem zweiten Schritt darauf ein, ob sich im Datenmaterial Unterschiede abzeichnen, um daran anknüpfend herauszuarbeiten, worauf sich die Unterschiede zurückführen lassen. Dabei gehe ich davon aus, dass verschiedene Zugehörigkeiten einander auch überlagern und zusammenspielen können und dass darüber hinaus nicht nur Zugehörigkeiten, sondern auch andere Aspekte (z.B. Persönlichkeitsvariablen) salient werden können.

1.3 Veränderungen der Bilder

Anders als Stereotype gelten Bilder gemeinhin als veränderbar und dynamisch. Hierbei scheint es sich aber oft eher um ein Postulat zu handeln, das der Abgrenzung vom Stereotypenbegriff dient, als um eine empirisch getragene Aussage. Deshalb gehe ich in vorliegender Untersuchung auch der Frage nach, ob es überhaupt zu Veränderungen in den untersuchten Deutschlandbildern kommt. Um diese nachzeichnen zu können, wurde die Untersuchung als Längsschnittuntersuchung angelegt, d.h. nach einem Jahr führte ich mit ausgewählten Teilnehmenden aus dem Vorjahr eine erneute Erhebung durch. Kapitel V. 5 widmet sich den Fragen, ob es Aspekte gibt, die sich eher verändern als andere, unter welchen Bedingungen es zu Entwicklungen und Veränderungen kommt und wie diese ablaufen.

